

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerverein
Band: 60 (1915)
Heft: 50

Anhang: Zur Praxis der Volksschule : Beilage zu No. 50 "Schweizerischen Lehrerzeitung", Dezember 1915, No. 12

Autor: Hausmann, Gust. / Wechsler, Emil / Beran, Felix

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ZUR PRAXIS DER VOLKSSCHULE

BEILAGE ZU N°. 50 DER „SCHWEIZERISCHEN LEHRERZEITUNG“.

1915

DEZEMBER

No. 12



Weihnachten im Felde.

Still und sternklar liegt die Nacht
Ob des Tales weißen Weiten.
Hin und wieder, leise schreiten
Dort die Posten auf der Wacht,
Ihre Wehr in fester Hand
Hüten sie das Vaterland!

Horch, vom Tal klingt Glockenklang
Wie ein freudig frohes Läuten!
Christfest will sein Ton bedeuten,
Der verhallt den Hang entlang.
Wehrmann hält im Schreiten ein:
Sollt' der Klang ein Gruß ihm sein?

Und er sinnt nach einem haus,
Das im Obstbaumwald geborgen,
All sein Glück birgt und sein Sorgen.
Seine Augen schauen aus:
Fern sieht er den Lichterbaum,
Sieht die Seinen, wie im Traum.

Weiter geht er Schritt um Schritt
Seinen Pflichtweg durch das Dunkel;
Und beim lichten Sterngefunkel
Schreiten liebe Bilder mit:
Kinderaugen voller Glanz,
Seiner Kleinen trauter Kranz!

Wieder hält der Wehrmann still.
Horch von fern ein dumpfes Rollen
Wie ein Hochgewittergrollen,
Wenn der Sommer scheiden will.
Und ein fernes Feuer loht
Weithin durch die Nacht so rot!

fester faßt die Wehr die hand;
Dieses ferne Flammenlohen
Ist des Krieges schrecklich Drohen:
Sei getrost, mein Vaterland!
Dir getreu, in heilger Nacht
halten deine Söhne Wacht!

Gust. Hausmann.

Weihnachtsglaube.

Ob auch durch Welt und Winternacht
Der wilde Kriegslärm tobt und kracht,
Weihnacht ist's wieder worden.
Dem Herzen wird's so lang und schwer,
Des Weltenschmerzes dunkles Meer,
Es droht zu überborden.

viel tausend Herzen, todeswund,
Sie seufzen auf in dieser Stund:
„O Herr, gib Fried' auf Erden!“
Und Kinderhändchen falten sich:
„Du lieber Gott, wir bitten dich,
Lass nicht den Vater sterben!“

Viel tausend Augen schauen auf
Zu der Gestirne ew'gem Lauf,
Den Weihnachtsstern zu finden.
„Du, Strahl von Bethlehem, willst nicht
Der Menschheit wieder Trost und Licht
Und Liebe heut verkünden?“

Und durch die Welt, so kalt und arm,
Dringt jetzt ein Licht, so liebewarm:
Die Weihnachtskerzen leuchten.
Es geht die alte Botschaft um,
Die Lippen bleiben still und stumm,
Die Augen leis sich feuchten.

Kann denn, so lang die Welten stehn,
Die Liebe jemals untergehn?
Wer hat den Tod bezwungen?
Hat sie nicht stets in Kampf und Krieg
Zuletzt die Herrschaft und den Sieg
Durch Nacht und Not errungen?

Die Hoffnung, die das Herz noch trug,
Sie spannt zum neuen Glaubensflug
Nun aus die zarten Schwingen.
Es ist, als ob durch Licht und Duft
Und über Schmerz und Todesgruft
Die Weihnachtsglocken klingen.

Und tausend Herzen stimmen ein:
Die Liebe muss doch stärker sein
Als Fluch und Tod und Hass. —
So wollen wir nach Kinderart
Den Weihnachtsglauben rein und zart
Auf's neue heut erfassen.

Emil Wechsler.

Rumbum.

Es war einmal ein kleiner Bub Rumbum. Der ass so viel und wurde davon so dick, dass er fast nicht gehen konnte und bald nicht wusste, wie das viele Essen für sich herbeizuschaffen. Denn so rasch, wie er ass und trank, konnte er nicht im warmen Stall der Kuh die glatte Milch abzapfen und beim Bäcker das Brot holen und hoch auf die Bäume steigen und nach Äpfeln und Birnen langen und die duftenden Nussbaumzweige schütteln und sich bücken nach ihren grünschwarzen, süßkernigen Eiern, wenn sie auf die Wiese herabklopften.

Einmal sass Rumbum ganz traurig auf einem begrasten Hügel und hatte Hunger wie immer. Es war schon zehn Uhr vormittags und er hatte erst dreimal gefrühstückt. Das war für seinen gierigen Magen eine schlimme Angelegenheit. Da plötzlich sprang vor ihm ein Heuschreck auf, so gross, wie er ihn noch nie gesehen hatte und hinter diesem eine hässliche Ratte. Der schöne Heuschreck, dessen grüngoldene Flügel einen feinen Schimmer gaben, gefiel Rumbum gar gut; aber das stinkende Tier mit seinem kahlen Schwanz und den gespitzten Zähnen flösste ihm Ekel und Widerwillen ein, so dass er nach einem Stein griff. Es gelang ihm, die böse Ratte zu erschrecken und zu verjagen.

Da geschah es, dass sich der Heuschreck gross vor Rumbum aufstellte und "gar zu sprechen begann. Sehr höflich sprach er, voll Würde und Herablassung. Er bedankte sich bei Rumbum für seine rasche Hilfe und versicherte ihn seiner Gnade. „Ja wer bist du denn?“ fragte Rumbum verwundert. „Siehst du denn nicht an meinen goldenen Flügeln, dass ich der König der Heuschrecken bin?“ belehrte die merkwürdige Erscheinung. „Ich hatte in der Sommersonne zu viel süßen Heuduft getrunken, darum wäre ich fast der bösen Ratte zum Opfer gefallen, doch meine Macht ist gross und mein edler Retter darf schon einen herzhaften Wunsch tun, ich werde ihn erfüllen.“

Da erzählte Rumbum von seinem grossen Hunger und dass er kaum gehen könne, weil er so dick sei, und dass er gar nicht wisse, wie all das Essen herbeizuschaffen, das er doch haben müsse.

Der Heuschreckkönig hörte ihn an und dabei klirrten seine Flügel in einem feinen leisen Sington, und jetzt streckte er das eine Springbein vor und begann mit dem andern Springbein Bassgeige darauf zu spielen. Schrumm, schrumm, schrumm, schrumm ging die Musik und ein feiner Goldstaub wölkte sich über jedem Ton. Es währte nicht lange, da kam ein kleines Heuschrecklein angelaufen und machte vor dem König einen Verbeugungshupf. „Hier“, sprach der König zu Rumbum, „ich schenke dir diesen Diener, er hat zwei ausgezeichnete Beine, die werden dir alles bringen, was du haben willst. Wenn du etwas siehst, das du dir wünschest, sollst du deinem Diener die zwei Springbeine ausrupfen und sie danach schicken. Die Beine wachsen ihm gleich wieder nach, so hast du immer neue Boten“. Und er legte Rumbum eine feine Silberkette um den Hals, daran war ein Ring, der den Heuschreckensklaven fesselte, dass er immer bei seinem neuen Herrn bleiben musste. Rumbum hatte noch keinen Laut des Dankes oder des Erstaunens von sich geben können, da tat der Heuschreckkönig einen wahrhaft königlichen Heuschrecksprung und war verschwunden. Erst hatte Rumbum Scheu, dem armen Heuschrecklein die Beine auszureißen; aber als er nur, so um zu probieren, ein wenig zupfte, da war das eine Bein schon ab und ein neues wuchs schnell an seiner Stelle. Und dem Heuschreck schien es auch nicht viel auszumachen, nur musste er jedesmal dabei niesen, und so lebte denn unser Dickbub in Freude und Überfluss. Er sandte die flinken, springkundigen Beine nach dem Milchtopf, dort wuchsen sie an und schleppten ihn herzu. Er sandte sie nach dem Brot, das herbeiwickelte, und nach den Äpfeln und nach den Nüssen und andern guten Dingen, die er gerne essen wollte. Und sie kamen alle angesprungen. Dabei wurde Rumbum noch dicker als dick, und, hatte er früher nur langsam gehen können, konnte er jetzt zur Not aufrecht sitzen und nur mit Mühe stehen und sah bald aus wie ein grosser, runder Knödel, der selbst gegessen werden soll. Sein Diener aber tat treu seine Pflicht

und nieste nur und murkte nicht, wenn man hm die Beine ausriß, als seien es Grashalme. Und schneller als die Grashalme, ja zusehends geschwind, sind ihm stets wieder neue Beine immer wieder ganz schnell angewachsen. Und die Äpfel und das Brot und alle guten Dinge spazierhüpften herbei und in Rumbums Mund und in seinen Magen, der nun endlich auf richtige Weise dauernd beschäftigt und zufrieden war.

Eines Morgens aber wachte Rumbum auf und als er nach seiner silbernen Kette griff, da war diese zerrissen und der Heuschrecksklave war nicht zur Hand, dass seine Beine das allererste Frühstück holen könnten. Da drüber auf der Wiese hopste er in hohen Sprüngen und freute sich seiner Freiheit. Und Rumbum dachte mit Schrecken, was wohl jetzt aus seinem ersten und zweiten und dritten Frühstück und dem Mittagessen und dem Abendessen und all den Zwischenmahlzeiten werden sollte, mit denen er stets den Tag verbrachte. Und er ächzte schwer, da er sich erhob, um den entlaufenen Diener wieder einzufangen. Erst versuchte er es mit Rufen und Locken und Versprechungen. Doch der sonst so treue Diener hörte gar nicht auf ihn und die schöne steile Bogen von Halm zu Halm. Es gelang Rumbum, aufrecht stehen zu bleiben. Der Heuschreck hüpfte. Und als die Zeit der ersten drei Frühstücke nutzlos vorbeigegangen war, da trieb der Hunger, dass Rumbum ein paar wankende Schritte tat. Der Heuschreck hüpfte vor ihm her. Und da die Zeit des Mittagessens gekommen war, da tat Rumbum ein paar raschere Schritte. Den Heuschreck fing er damit noch lange nicht, aber er merkte, wie das Gehen ihm leichter wurde. Und zur Zeit des Abendessens, da lief er schon ganz tüchtig hinter dem entschlüpfsten Diener. Und als die Abendsonne auf seinen ausgehungerten Leib glühte, da setzte er in grossen, lebendigen Sprüngen dem Heuschreck nach, bis dieser im dunkelnden Wiesenland seinen Blicken verloren ging.

Und gerade vor Rumbum, da stand ein Apfelbaum, voll roter, schwerer Früchte, die konnte man gar nicht sehen, ohne in Gedanken hineinzubeissen, und Rumbum schüttelte am Baum, aber die Äpfel wackelten nur mit den Köpfen und keiner wollte herabfallen. Und Rumbum, der schon gar nicht mehr wie ein Knödel aussah, tat noch einen letzten Seufzer der Dickheit, dann schickte er sich an, am Stamm des Apfelbaumes emporzuklettern, und wirklich, es gelang. Und er holte sich der Äpfel zwei und drei und ass sie. Und merkwürdig, er hatte nach dieser ganz winzig kleinen Zwischenmahlzeit, eigentlich seinem ersten Frühstück an diesem Tage, das Gefühl, tüchtig gegessen zu haben. Indessen war es Nacht geworden. Rumbum war sehr müde und er legte sich unter den Apfelbaum ins Gras und schlief einen ganz prächtigen Schlaf. Dabei träumte er von der Ratte und dem Heuschreckkönig und dass er den Diener wieder hatte und lauter Mahlzeiten verspeiste.

Doch am nächsten Morgen da besann sich Rumbum auf die Wirklichkeit und musste sich wieder bequemen, auf den Apfelbaum zu steigen, was noch viel besser gelang als am Tag vorher, und schon nach zwei schönen, runden Äpfeln war Rumbum gesättigt. So ging es weiter mit Rumbum, dass er bald nicht mehr ass als andere Buben auch, und dass er gehen und laufen und klettern konnte wie andere Buben auch, und es war ihm wohler dabei als je zuvor. Wer weiss, wenn er den Heuschreck doch noch einmal wieder findet, ich glaube, er sieht ihn ruhig springen und fängt ihn nicht und reisst ihm keine Beine mehr aus und isst sich nicht wieder toll und voll, dass die eigenen Beine ihn nicht mehr tragen können.

Felix Beran.

Rätsel: I kenne e Möhli,
Die mahlt jede Tag,
Mahlt Öpfel ond Bere.
So vil si no mag.
Es sind i der Möhli'
Vil Messerli chli,
Die schnided ond schnetzled
Au d' Rüebli ganz fi.
Si schnided gern Torte

Ond Fleisch ond au Brot,
Im Sommer am liebste
Vil Chrieseli rot.
Was isch för e Möhli
Met Messerli fi?
Du häsch si jo bider.
Es chont der scho z'Si.
Gell, 's wondret di schüli.
Es ist jo dis Tg. Schmid.

Weihnachtsbitte.

(Für zwei Kinder.)

A: Was soll vom Turm der Glocken Klingen,
Will es uns frohe Botschaft bringen?
Es tönt so hell und klar und rein
Weit in die Winternacht hinein.

B: Festtag ist heut: der Glocken Läuten
Will eine Frohbotschaft bedeuten;
Will Freude bringen, jung und alt,
Wenn es das stille Tal durchhallt.

A: Ein Festtag jetzt in diesen Zeiten,
Wo Not und Elend weithin schreiten;
Des Krieges Flamme wuchtig loht
Und ringsum das Verderben droht?

B: Schwer ist die Zeit! Und dennoch sagen
Von Freude wir in diesen Tagen;
Christabend naht, der Kinder Traum,
Mit Lichterglanz am Weihnachtsbaum.

Beide: Christabend naht, das Wort vom Frieden,
Fänd es doch Widerhall hienieden!
Dann kehrten Freude, frohes Glück,
In diese Welt voll Kampf zurück.
Ja, Friede, nahe! Still das Sehnen,
Und trockne wieder alle Tränen!
Mach so die Frohbotschaft uns wahr,
Und deinen Segen offenbar!

Gust. Hausmann.



Das Angebinde.

Geburtstagsszene von Alfred Huggenberger.

Bertha (steht am Tisch und macht sich mit einem Blumenstrauß zu schaffen, an dem sie immer wieder abändert): Was so en Struss für Arbet git!
Me wird nu gar nüd fertig mit!

(hält ihn prüfend vor sich hin)

Nei — wie süperb! Keis Blettli fehlt,
Di schönste Rose han i gwählt, —
Die wiss do macht si bsunders guet,
Die Nägeli, dä Isehuet!
Wärs öppé gar es bitzli z' bunt? . . .
Nei, eifach fein! — Herrjeh — wer chunt?

Hans (kommt von aussen. Er hat ein fein ausgezacktes Blatt Papier vor sich und scheint in dessen Inhalt vertieft zu sein. Wie er die Schwester sieht, gibt er sich Mühe, das Blatt zu verstecken):

Halt, Schwöster, halt! Was sötts do gäh?
Was häst z' verberge, i wott's ggeh!

Bertha: Nu gstä! Au ich chönt gwundrig si:
Wo möchst mit säbem Blättli hi?
Was häst so ifrig drin zstudiere?

Hans: Das wird dich, tänki, nüt schiniere.

(Er sucht sie zu umgehen, und sucht auf alle Weise hinter ihr Geheimnis zu kommen. Sie weicht ihm flink aus.)

Bertha: Ist nüt gsi, sääb, min guete Ma —
Z'erst wott ich dis Papierli ha!

(Sie sucht ihm dasselbe auf gleiche Weise zu entreissen, was ihr zuletzt gelingt)

Hans (fast weinerlich): Gib her! Es ist es Gheimnis! He!

Bertha (liest gleichwohl, indem sie sich beständig vor ihm zurückzieht).

Hans (gewahrt, indem er sie verfolgt, den Blumenstrauß in ihrer Hand):

Es Buggeh — so iez han is ggeh!
Was wottst mit säbne Blueme mache?

Bertha: Und du mit dem da? (hält das Blatt hoch)
s ist zum Lache!

Das sind jo Versli! Jeger Gott!
Wenn so en Knirps scho dichte wott!

Hans (entreisst ihr das Blatt):

Du darfesch' nid lese! — Säg mer bloss:
Was ist mit säbem Buggeh los?

Bertha: Z'erst wott i wüsse, bis so guet,
Was dis Gedicht bedütte tuet!

Hans: Nu denn — am End bekenn me eh,
De Gschider muess, tänk, nohegäh:
(leise, heimlich) Ich ha die Versli gester z' Nacht
Dem Bape zum Geburtstag gmacht.

Bertha (ebenso): Und ich ha mit dem Buggeh da
Just au di glichig Absicht gha.
Säg, isch es nid en stolze Maie?

Hans (triumphirend): Wie wird ihn mis Gedicht erst freue!
So Blümeli gseht me-n-alli Tag.

Bertha: Und schlehti Vers au, wä'me mag!

Hans: Nid fuxe! Los nu und gib Acht,
De Schiller hett's nid schöner gmacht!
(will lesen): „Ich wünsche....“ Nei-i lies' nid vor,
Du lachst mi us, säg, isch nid wohr?

Bertha: Hä, nei doch! Tue nid gar so tumm,
Uslache? Wüsst doch nid worum?
Wenn's nu guet gmeint ist, goht's scho a,
De Bape wird gwüss Nochsicht ha.

Hans (liest für sich): Es gfällt mer eifach nüme recht!

Bertha: Hm — mich hät's punkt, 'sei gar nid schlecht.

Hans (nachdenklich auf das Blatt sehend, bekümmert):

Ich hetts halt' gern viel besser gsait . . .

Bertha (tröstend): Und ich behauptet: 's ist nid leid!
Es rimt sich alles ordli zäme — —
Ich mues mi mit mim Strüssli schäme . . .

Hans: Weist was! Jez chunt mer öppis z' Sy:

(Nimmt ihr den Strauss aus der Hand und steckt das gefaltete Blatt zwischen die Blumen. Mit Nachdruck): De Duft von Blueme chunt denn dri.
So tüe' mer's uf de Schribtisch stelle!

Bertha (in die Hände klatschend): Hajo!

Hans: Gäll, tuest denn nid verzelle,
Ich heb die Versli selber 'dichtet!

Bertha: Wenns halt nu niemer ander b'richtet!
Und viellicht tuets de Styl verrote.

Hans (faltet das Blatt nochmals auseinander und liest für sich):

Es bitzeli sind's halt gleich g'rote!

Bertha: So lies doch lut! Seh, bis so frei!

Hans: Wil d' artig bist — — nu denn, es sei!

(liest vor, sehr langsam, auf jedes Wort Nachdruck legend):

„Ich wünsche zum Geburtstagsfeste
Vom Guten Euch das Allerbeste:
Zufriedner Sinn und Gottes Segen
Sei Euer Teil auf allen Wegen,
Gesundheit, Mut und frische Kraft,
Die auch das Schwerste spielend schafft!
Des Glückes Sonne hell und klar
Leucht' über jedem neuen Jahr!
Manch' Samenkorn ist aufgegangen,
Wir sehn die Saat in Blüten prangen, —
Mög' sie zu reicher Frucht gedeih'n
Und Euer sorgend Herz erfreu'n,
Viel Ernte dem, der viel gesät —
Das ist mein Wunsch und mein Gebet!“

(Er geht auf den Vater zu und überreicht ihm Blumen und Gedicht.)

Der Schluss wird in dem Sinne verlängert, dass der Vater während die Kinder über die Unzulänglichkeit ihrer Geschenke, die sie gerne besser geben möchten, sich gegenseitig ihr Bedauern aussprechen, ungeschen zuhört, und dann seiner Freude Ausdruck gibt, Liebe sei das schönste Angebinde.



Ein jung' Soldat.

Erzählung von Emil Wechsler.

Im kleinen Städtchen am Rhein ging es in den ersten Augusttagen des Jahres 1914 wohl auch nicht anders zu als in allen Städten und Städtlein, Dörfern und Dörflein, Weilern und Gehöften unseres lieben Schweizerlandes. Hastig griff man nach den neuesten Zeitungen, neugierig blieb man vor den öffentlichen Anschlagstellen stehen, und als würden das ewige Leben und die Seligkeit gratis und franko abgegeben, drängte sich Alt und Jung, Gross und Klein um die städtischen Ausrüster, welche wieder einen neuen Befehl bekannt gaben. Die Buben blieben verdutzt an den Strassenencken stehen, rissen Mund, Ohren und Augen auf, verstanden nicht recht, was das alles bedeuten sollte, und eilten verwundert heim, um den Vater oder die Mutter nach der Ursache dieser Aufgeregtheit und Ängstlichkeit der Leute zu fragen.

Der Schwyn Jaköbli stand dem Ausrüster in den Weg, weil er ihm am nächsten war und sprach ihn an, was denn los sei. Mobilisation! dummer Bub! brüllte ihn der barsch aus dem Wege.

Als der Jaköbli heim kam, kramte die Mutter eine staubige, verrumpfte Landsturmuniform heraus, die man sonst nur am Inspektionstage sah und gab dem Knaben mit wehmütiger Stimme Bescheid. Der Bub konnte es aber mit all seinen Kameraden nicht recht begreifen, dass man so traurige Gesichter machen müsse, wenn es Soldaten zu sehen gab.

Soldaten! Soldaten!

Bald wimmelte es von Uniformierten aller Waffengattungen, von jungen Burschen, die erst aus der Rekrutenschule kamen bis zu den Landsturmmännern, die weite blaue Hosen, lange, abgeschabte Waffenröcke und altmodige Käppi mit zwei Sternlein trugen. Und wenn die stille Sorge des Vaters und die angstvollen Blicke der Mutter den Übermut und die Ausgelassenheit der Knaben auch für kurze Momente dämmten, sie konnten die jugendliche Freude an dem militärischen Leben, das von heute auf morgen ins Städtchen eingezogen war, doch nicht verscheuchen.

Als Jaköbli Schwyns Vater fertig ausgerüstet vor seiner Mutter stand und dieser so ernst und innig Lebewohl sagte, wie es der Bube noch nie gesehen hatte, als die Mutter nicht mehr an sich halten konnte, dem Vater um den Hals fiel, und die hellen Tränen über ihre Wangen rannen, da wurde es dem Jaköbli wohl auch wind und weh unterm blauen Blüslein, aber aus den klaren Äuglein strahlte ein mächtiger Stolz: „Mein Vater ist Soldat!“

Auf der Schützenwiese gab es jetzt viel zu sehen und zu erleben, und die Schulhäuser wurden für Soldatenquartier eingerichtet. Es gab unvermutet und unverhofft Ferienverlängerung. Welches Schülerherz hätte da nicht gejubelt! Der Lehrer war auch dabei bei den Landstürmlern. Er schritt tapfer mit, und seine Schüler freuten sich darüber, wenn auch kein Säbel an seiner Seite hing, ja nicht einmal ein silberner Winkel oder eine weisse Schnur an seinem Ärmel aufgenäht war.

Als die Auszugsbataillone weggezogen waren, mobilisierten auf dem Schulhügel die Buben. Dass des Doktors Walti der Hauptmann sein musste, war bald entschieden. Er hatte von seinem Grossvater eine richtige Offiziersmütze erhalten, die nur hinten etwas eingenommen werden musste, damit sie dem Häuptling nicht mehr bis auf die Nase herunterrutschte wie bei der ersten Übung. Der Säbel war von Metall. Ein weiterer wichtiger Grund, der zu seinem raschen Emporsteigen beitrug, war der Umstand, dass Walti über den Waldpark seiner Tante auf der Hohfluh verfügen konnte. Dort entstand ob einem kühnen Felshang, auf einer waldumschlossenen Wiese ein richtiges Militärlager, und der Platz schien wie ausgesucht, um das Städtchen gegen einen allfälligen Überfall vom Feinde zu decken und den Rückzug der eigenen Truppen zu sichern. Wo man durch das Holz den ganzen Talkesseln und die jenseitige Höhe einsehen konnte, waren Schützengräben ausgehoben, die von künstlichen Grünhägen maskiert waren. Das Sehenswerteste und Interessanteste für die Buben war aber das mannshohe Zelt,

das als Lazarett eingerichtet war. Die beiden Fahnen mit dem weissen und roten Kreuz machten ordonnanzgemäß das Hütchen als neutral erkenntlich. Im Innern lagen etliche Tragbahnen, geschickt aus Holz verfertigt, und mit Mooslagern versehen. Nicht genug, Walti hatte zudem zu seiner Festung einen wegleitenden Plan gezeichnet. Genau nach Maßstab, farbig ausgeführt, alle verborgenen Pfade, versteckten Grabenstücke waren daraus ersichtlich. Sogar der Standort des kleinen Kanönchens war eingezeichnet, das Jahr und Tag in einer Ecke verborgen gelegen hatte und in besseren Zeiten ein Diener der Freude war, als noch die Reben den Hang schmückten und im weinreichen Herbst die Böller krachten. Mit solchen Ausstattungsstücken konnten die andern Buben nicht aufrücken. Desto bunter und mannigfaltiger sahen die Uniformen und Waffen aus.

Der Jaköbli Schwyn fand nichts Fertiges, Feldtaugliches in Haus und Hof. Für die ersten Übungen behelft er sich damit, dass er mit einem alten Rucksack aufrückte und sich als Hülsensammler anwerben liess. Dann machte sich aber der Erfindergeist eilig an die Arbeit, und in zwei Tagen war er als Füsilier leidlich ausgerüstet, obgleich das Holzgewehr noch keine Vorrichtung trug, um das Bajonett aufzupflanzen und ein Kleinkinderschultäschchen als Brotsack und Patronenfach zugleich dienen musste, weswegen ihn die andern Soldaten als „Häfelisoldat“ auslachten. Eine bessere Auswahl hatte schon der Robertli Schalch. Aus dieser Familie hatten mehrere Glieder in früheren Zeiten Militärdienst geleistet, und die Ausrüstungen lagen noch in ordentlichem Zustande oben im Kasten der Grümpelkammer. Aber oh weh, so sehr ein imponierender Raupenhelm dem Robertli in die Augen stach, sein Kopf war zu klein für die ritterliche Kopfbedeckung. Dafür musste der Schwalbenschwanz her, trotzdem die Flügel mit dem eidgenössischen Kreuz den Boden streiften. Mit den Ärmeln liess sich das eher machen, die stülpte er etwa handlang zurück. Zur linken Seite schleppte er einen schweren Säbel nach. Die echt-altschweizerische Ausrüstung Robertlis flösste den übrigen gewaltigen Respekt ein. Es war den anderen, so müssten einst die alten Eidgenossen ausgesehen haben, und die Kameraden ernannten ihn einstimmig zum Adjudanten.

Des Meisters Fritzli hatte sich völlig selbst ausgerüstet. „Tadellos“ nannte es der Hauptmann. Die Holzwaffen waren dem neuesten Modell nachgebildet. Am Gewehrschaft fehlte nicht einmal die Nase. Das Seitengewehr konnte regelrecht aufgepflanzt werden und stak für gewöhnlich in einem Futteral aus Karton. Eine alte Nudelkiste diente als Tornister. Der Hohlraum war freilich etwas zu gross und erinnerte eher an die Kasten, welche die Italienerhausierer herumtrugen, als an die neueste Ordonnanz. Aber Fritzli hatte es nicht unterlassen, das Holz kaffeebraun anzustreichen, einen alten soldatenblauen Rock von der Grossmutter selig wie einen Kaput zu rollen, rittlings auf die Kiste festzuschnallen und als Gamelle einen ausrangierten, glattgedrückten Leimtopf an der Hinterseite festzuriemen. Unter den 23 Soldaten der Kompanie gab es allerdings noch solche, welche vom Stab nicht als feldmäßig ausgerüstet und „marschbereit“ erklärt werden konnten, weil es ihnen weniger an der Grösse, als an der Ausrüstung fehlte. Diese wurden dann je nach Gutdünken der Befehlenden in die Küche, zum Spiel, zum Train oder zur Sanität versetzt.

Die Einheit schien in jeder Hinsicht komplett und feldtüchtig, als sich just vor dem Ausrücken in ein grösseres Manöver ein ganz eigenartig ausgerüsteter Jungsoldat mit energischem Zusammenklappen der Absätze und vorschriftsmässigem Salutieren meldete. Das stramme Bürschlein trug an einer Schnur über Schulter und Brust, wie die Offiziere den Revolver tragen, eine Käpselpistole als einzige Waffe. Die Oberarme waren mit eigenartigen Abzeichen geschmückt. Auf Befragen des Hauptmanns deutete er dieselben als Propeller. Auf dem Kopfe aber trug er eine Hasenfellkappe, die rechts und links je einen ohrenförmigen Ausläufer über die Gehörmuscheln aufwies. Das war keine Frage mehr, das war ein Flieger.

„Flieger Schmid!“ meldete er sich richtig auch an. Und als der Häuptling vorerst geringsschätzig über die Aus-

rüstung lächelte und nach dem Flugzeug fragte, wies Willy Schmid nach dem Wiesenrain, wo sein jüngerer Bruder, der Monteur, mit einem Wägelchen stand, worauf ein richtiger Kistendrachen, sein „Zweidecker“, stand. Walti hätte am liebsten aufjauchzen mögen. „Kompagnie! Achtung, steht!“ befahl er schneidig. „Ich muss der Kompagnie noch mitteilen, dass wir jetzt auch noch einen Flieger haben. Hier steht er; dort ist seine Flugmaschine!“

Die letzte Mitteilung wirkte aber wie eine Fliegerbombe auf die Abteilung. Ehe sich's der Hauptmann recht versah, war die ganze Gesellschaft davon gestoben zum Flugapparat.

„Das ist kühn!“ war das zustimmende Urteil aller. Der Kistendrachen imponierte allen gewaltig. Wenn ein echter Bleriot oder Farnmann mit einem leibhaften Flieger drin über ihre Köpfe weggeflitzt wäre, das Erstaunen und Bewundern hätte nicht grösser sein können. Und der Flieger verstand es zudem, seine Maschine zu erklären, die Unterschiede der verschiedenen Systeme hervorzuheben. Er brauchte Ausdrücke, die sogar über den Wörterschatz des Hauptmanns hinausgingen, richtige technische Fachausdrücke. Der Stab und die ganze Kompagnie konnten nur dastehen und beifällig nicken. In aller Herzen aber stieg der Stolz auf den höchsten Punkt und machte sich in begeisterten Ausrufen bemerkbar, zu denen sogar der Häuptling einstimmte: Juhu, juhu, wir haben einen Flieger! wir haben einen Flieger!

Wer den Willy Schmid kannte, der verwunderte sich nicht darüber, dass er zu den Aviatikern vorgerückt war. Ein lebhafteres, beweglicheres Bürschchen hatte wohl noch kein Lehrer in der Klasse gehabt. Die Äuglein gingen und blitzten in dem geschickten Köpfchen so lebhaft wie die Silberfischlein im Wasserglas. Die Gedanken flogen so munter und behende von einem Gegenstand zum andern wie die Waldvöglein von Ast zu Ast. Jeden aufgabenfreien Augenblick benützte der Bube, um Flugmaschinen oder Fliegermotore aller möglichen Systeme zu zeichnen. Und zur Phantasie gesellte sich ein geschicktes Wissen. Er schrieb stets unter die Zeichnung, was er dargestellt hatte: Rumplertaube, Bleriotindecker, Motor für Farnmannzweidecker! Der Lehrer konnte in Erfahrung bringen, dass Willys Vater, der Monteur war, den Buben zu solchen Arbeiten angeregt hatte. Auf dem Turnplatz ergänzte der Junge seine technischen Kenntnisse mit dem praktischen Können. Wenn einer, mit den Händen balancierend, die Sturzkappe über die Ohren gestülpt, auf der höchsten Reckstange sass und mit einem plötzlichen Ruck rückwärts fallend die Stange fahren liess, um mit einem hohen, eleganten Schwung auf dem Boden zu landen, so war das kein anderer als der Willy Schmid, der sich im Sturzflug übte. Während die anderen Buben seine Kunst neidisch bewunderten und die Mädchen mit einem angstvollen Schrei dastanden, schaute Willy lächelnd umher und wiederholte die Übung mit kaltem Gleichmut.

Die mutigsten unter den ältern Kameraden probierten den „Näpi“^{*)} vorsichtig, wenn die Stange im untersten Loch stand. Aber keiner wagte den Sturz aus zwei Meter Höhe wie der Flieger. Darum war auch die Freude der ganzen Kompagnie unbeschreiblich, und Walti, der Hauptmann, lud ihn auf den andern Tag mit dem Stabe zu einer Offiziersübung auf die verborgenen Stellungen bei der Hochfluh ein, die vordehand nur den höchsten Vorgesetzten bekannt waren. Die folgenden Übungen und Manöver wurden stets unter Mitwirkung des Fliegers ausgeführt. War das Wetter nicht ganz windstill, so konnte man immer den Zweidecker beobachten, wie er als roter Punkt bald über einem Talabschnitt, bald über einem Hügel schwelte. Der Flieger besorgte wichtigen Aufklärungsdienst, so dass seine Abteilung nie überrumpelt und in die Pfanne gehauen wurde. Willy rückte rasch auf zum Adjutant-Unteroffizier mit den doppelten Goldwinkel am Ellenbogen und dem einfachen auf dem Oberarm.

Geschah es, dass die Kompagnie beim Ausrücken zufällig neben derjenigen aus dem Stadtquartier vorbeizog,

dann hatte der hinterste Soldat bis hinab zum Hülsensammler für die andern nur ein verächtliches Lächeln übrig; die andern aber ärgerten sich grün und blau, dass ihnen der Flieger entgangen war. Der Konrädi Leu schlug dann mit Leibeskräften auf seine Trommel, die aus einem durchlöcherten Kessel bestand, so dass die vorübergehenden Erwachsenen die Ohren verhielten, und der Hauptmann grüsste mit dem gezogenen Säbel so stolz, elegant und von oben herab, als führte er die Hindenburgsche Armee.

Bei den Führern der Stadtkompagnie war aber schon längst der Plan gereift, das hochnäsige Korps vom Schulhausberg, das sich wegen seiner bisherigen Erfolge als unbesiegbar wähnte, bei nächster Gelegenheit einmal zu überrumpeln, um sich für unsoldatische Behandlung, die ihr von jenen zu teil wurde, zu rächen.

Für den nächsten schulfreien Nachmittag lautete der Befehl für die Schulhausberger: „Regimentsübung im Felsental gegen einen supponierten Gegner, der vom Büttelhard gemeldet ist.“ Feldmässig ausgerüstet, zog die Kompagnie aus mit Train, Küchenmannschaft, Sanität und Fliegerabteilung. Wie es bei kriegsgemässen Übungen der Fall ist, muss das Spiel schweigen, um ja nichts zu verraten. Das zweifelhafte Wetter hatte keinen einzigen, nicht einmal den Jaköbli Schwyn, der in den Gefechtspausen immer noch als Häfelschüler angeredet wurde, abgehalten, mitzukommen. Im vorgelagerten Wäldchen wurde von einem Zuge Feldwache bezogen, der Rest der Kompagnie bezog Biwak in gedeckter Stellung. Das Wetter schlug bald um; es fing erst leicht, dann stärker an zu regnen. Der Flieger erklärte, bei dieser Windstille nicht steigen zu können. So war man ganz auf die Feldwache angewiesen. Die befohlene Verbindungs patrouille brachte keine Meldung von den Aussenposten, also war man im Hauptlager ruhig und sorglos. Der Hauptmann gestattete, dass ein Feuer angezündet werden durfte, in dem Kartoffeln gebraten wurden. Alle suchten sich gegen den Regen zu schützen; aber jeder war soviel Soldat, dass er nicht murkte und aushielte. Wie die Männer im Felde suchte man sich durch allerlei Spässe zu unterhalten und in die befohlene Lage zu schicken. Der Adjutant liess sich scheinbar mit heroischem Gleichmut vom Regen durchnässen, trotzdem auf seinem Tornister, der Nudelkiste, ein schützender Kaput aufgemacht war.

„Kaput abschnallen!“ befahl der Hauptmann. Pele-rinen aller Formen und Farben legten sich um die fröstelnden Körper. Der Adjutant zögerte indes immer noch, die Riemen seines Tornisters zu lösen. Aber es war Befehl. Er musste sich ins Unvermeidliche schicken. Als die blaue Wurst aufgerollt war, lag ein almodiger Frauenrock vor den Füssen der Neugierigen. Nun war doch alles verraten, und der Adjutant schlüpfte, indem er mit den andern lachte, in das lange Kleidungsstück und zog es am Halse zusammen. „Ha! Ha! der Adjutant hat einen Frauenrock an! Schaut! schaut!“ lachte und rief alles durcheinander. Der tolle Lärm und das Gelächter waren für die Städtischen, die im Gebüsch aufgelauert hatten, das Zeichen zum Überfall. Die Feldwache am Waldrande hatte sich bei Beginn des Regens ohne Meldung an das Hauptquartier schnöde aus dem Staube gemacht, und so musste der Überfall gelingen.

Hurra! hurra! Bum, bum, rief und brüllte es von allen Seiten. Mit aufgepflanztem Bajonette stürzte sich die ganze feindliche Kompagnie auf das Lager. An ein Halten der Stellung war nicht zu denken. „Rette sich, wer kann!“ rief der Hauptmann und rannte talabwärts. Es war fast ein Wunder, dass dem Flieger Schmid, auf den es die Städtischen vor allem abgesehen hatten, mit samt dem Apparat die Flucht gelang. Die bedächtige Sanitätsmannschaft, die sorglosen Spielleute, der schwerfällige Train und der Adjutant blieben in den Händen des Feindes. Robertli hatte wohl auch versucht, die Flucht zu ergreifen, aber er konnte im engen Rock nicht springen, nur humpeln und musste sich ergeben. Schaut, schaut! einer mit einem Weiberrock! spotteten und lachten die Feinde. Die Offiziersmütze auf dem Kopfe, die kaffeebraune Nudelkiste auf dem Rücken, den Leimtopf als Gamelle aufgeschnallt, musste der Adjutant mit ins Lager der Städtischen. Am andern Tage wurde mit den Treulosen der Vorhut scharf abgerechnet;

^{*) Klein Napoleon.}

der Zugführer und die Unteroffiziere wurden degradiert. Die Kompagnie schmolz auf 16 Mann zusammen. Auf die konnte man sich dafür in jedem Falle verlassen.

Unterdessen war es Herbst geworden; der Lehrer hatte das Waffenkleid wieder mit dem Schulrock vertauscht, die Zeit hatte wieder ihre altgewohnte Gangart eingenommen. Aber das Soldatene war immer noch Trumpf bei den Schülern. Man merkte das oft der leichtfertigen Schularbeit an. Auch kam es vor, dass die Schulhausbergler und Städtischen in der gleichen Klasse sassen und den Krieg bis in die Schulbank fortzuführen versuchten. Dem Lehrer war der Tatendrang der Buben lieb; aber er musste mit Bedauern wahrnehmen, dass das „Militären“ der Jungen Auswüchse zeitigte, die man beschneiden musste. In der Klasse sassen auch Schüler, deren Väter im Auslande in den Kriegsreihen standen. Diese Kinder mussten am eigenen Leibe das Schreckliche der Zeit verspüren und machten nicht mit den Soldaten. Eines Tages fehlte der Heinrich Wittenbacher. Der Lehrer hatte ein schwarzgerändertes Brieflein erhalten und war am selben Tage zur Mutter des Kindes gegangen. Andern Tages teilte er der Klasse mit: „Heinrich Wittenbachers Vater ist gefallen. Als treuer Sohn seines Vaterlandes ist er im August nach Deutschland gezogen. Sogleich musste er mit seinem Regimente in den Krieg ziehen. In Nordfrankreich machte er die schrecklichen Schlachten mit, wo tausend und tausend Jünglinge und Männer für ihr Vaterland das Leben einsetzen und verloren. Stets kam guter Bericht nach Hause. Aber die Zeit, welche zwischen der Ankunft der Briefe und Feldpostkarten lag, das waren für die Frau zu Hause Tage und Wochen des Bangens und Sorgens. Eine einzige Zeile, ein kurzer Gruss von ihm war ihr wie eine Botschaft vom Himmel. In den vordersten Reihen kämpfte Wittenbachers Vater. Sein Offizier ehrte seinen Mut und seine Treue mit der Ernennung zum Unteroffizier. In feuchten, lehmigen Schützengräben und Unterständen musste er wochenlange aushalten, während die Granaten über sein Lager hinfliegen und rechts und links mit donnerndem Krachen die Erde aufwühlten. Die feindlichen Kugeln pochten an sein Erdhaus, wie der Tod mit knöcherner Hand an die Kammertüre des Totkranken klopft. Die Soldaten im Unterstand zuckten dann zusammen und mussten an das Lied vom guten Kameraden denken: „Gilt sie dir oder gilt sie mir!“ Aber keiner durfte auch nur um Meterbreite seinen Standort verlassen. Ausharren! hiess es. Wenn dann das Zeichen der Vorgesetzten kam, hiess es, aus den Erdhöhlen zu steigen, die Waffen in die Faust zu nehmen und auf das angegebene Ziel zu stürmen. Siegen oder sterben! ist dann die Lösung der Krieger. Ihr habt den Heldenmut der alten Eidgenossen bewundert, die mit unaufhaltsamer Kraft die Feinde am Morgarten und bei Sempach überwältigten. Solche Stürme und Schlachten müssen die Krieger heute dutzendemal mitkämpfen, und wenn sie an ihrem Orte gesiegt haben, ist der Krieg doch noch nicht gewonnen; es ist nur ein kleines Glied in der schaurlichen Schlachtenkette. Und täglich und ständig droht der Tod.“

(Schluss folgt.)



Dank dem Christkind.

Du hast mir wahrlich viel gebracht.
Es schimmert allerorten.
Ich hab's mir herrlich ausgedacht,
Es ist noch schöner worden.
Ich bin noch gar so jung und klein.
Wie soll ich dir nur danken?
Will immer, immer artig sein
Und nimmer, nimmer zanken.
Und kommst du wieder übers Jahr,
So soll die Mutter sagen:
Ich musste mich mit Hänschen gar
Kein einzig Stündlein plagen.

Ernst Eschmann.



Die Lichter erloschen.

Die Lichter erloschen,
Weihnacht ist um.
Verhallt sind die Lieder,
Der Wald steht stumm.

Er sinnt an vergangene
Herrlichkeit.
O schöne Tage,
O selige Zeit!

Rings, wo ein Tännchen
Einsam geträumt,
Christkindlein hat es
Golden umsäumt.

Es warf ihm über
Ein schimmernd Gewand
Und nahm es mit sich
Ins heilige Land.

Und trug es wieder
Vom Himmelszelt
Hinab in ein Stüblein
Der harrenden Welt.

Wer weiss, wie viel Kinder
Haben entzückt
Mit leuchtenden Augen
Zu ihm aufgeblickt?

Wer weiss, wo es heute
Verlassen steht?
In einem Schopf,
Wo die Säge geht.

Die Lichter erloschen,
Weihnacht ist um.
Verhallt sind die Lieder,
Der Wald steht stumm.

Ernst Eschmann.



Sankt Niklaus.

Ich bin Sankt Niklaus winterweiss,
Mein Brot ist lauter Zapfeneis,
Vom Tannenwald weit komm ich her,
Mein Sack ist hundert Zentner schwer!
Sind kleine Kinder hier im Haus?
Dann schüttl' ich meine Sachen aus:
Lebkuchen, Nüsse, Marzipan,
Das alles schickt der Weihnachtsmann.
Seid ihr auch alle fromm und gut?
Ist keiner, der was Böses tut?
Denn für die Bösen gebet acht,
Hab' ich die Rute mitgebracht!
So saget euer Sprüchlein an,
Damit ich euch beschenken kann.

Ad. Holst.



Endlicher Sieg.

Wenn in schicksalsschwerer Stunde
Kriegsgeschrei tönt in der Runde,
Rings auflodert wilder Brand,
Menschenglück versinkt in Sand,
Fragst du dich wohl schreckensbleich:
„Kommt wohl einst das Friedensreich?“

Wenn in Eisen starrt die Welt,
Grinsend Tod die Ernte hält,
Was für ewig schien gegründet,
Plötzlich wankt und jäh entschwindet,
Alle bösen Triebe fluten,
Zweifelst du am Sieg des Guten.

Halte fest am frohen Glauben,
Lass dir nicht die Hoffnung rauben,
Nicht den echten, starken Mut!
Glaub's, es kommt doch endlich gut.
Mitten in des Krieges Brand
Hält die Liebe rettend stand.

Liebe glüht in tausend Herzen,
Lindert Elend, Not und Schmerzen,
Streckt auch heut die Bruderhand
Helfend aus in Feindesland.
Wunderkräfte schliesst sie ein,
Sie wird siegen, sie allein!

K. Fisler.



Das neue Jahr.

Von Johanna Siebel.

Personen: Die Zeit. Das alte Jahr. Das neue Jahr. Der Engel der Güte. Der Engel der Liebe. Der Engel der Hoffnung. Kleine Sternenkinder.

Ort: Im Saale der Zeit: Weiss oder blau verhangener Raum. Die Zeit mit dem jungen, leichtgekleideten Jahr steht in der Mitte, umgeben von den Sternenkindern; die drei Engel stehen etwas abseits. Das alte Jahr in dunklem Gewande naht sich der Mutter, der Zeit.

Das alte Jahr:

Von Erdenunbilde
Die Schritte schwer,
Meine Mutter, du milde,
So komme ich her.
Die Welt schluchzt in Nöten,
Der Krieg heult nach Blut,
Sie sengen und töten ||
In rasender Glut.
Meine Mutter, du milde,
Zerfetzt das Gewand |
Hat mir der wilde,
Der grässliche Brand.
Meine Mutter, du milde,
So bar an Glück
Kehr in das Gefilde
Zu dir ich zurück.

(Das alte Jahr verhüllt das Antlitz.)

Die Zeit:

Die Völker liessen sich verwirren,
Sie sind gefangen in einem Wahn,
Sie wissen nicht, wie sehr sie irren,
Was Mensch dem Menschen angetan.
Nie kehrte noch von meinen Kindern
An Leid so schwer zurück ein Kind,
Nun muss dies Jahr die Schmerzen lindern,
Die schuldlos dir entstiegen sind.

(Sie neigt sich zu dem neuen Jahr.)

Das neue Jahr (birgt die Stirne am Gewande der Zeit):

O Mutter, du milde, wie ist mir so bange
Und angstvoll vor meinem Erdengange,
Schmerzen lindern und Freuden bringen,
O Mutter, du milde, wird mir das gelingen?

Die Zeit:

Nicht zagen, mein Kind, und sei nichtbekommen,
Ich rufe die Engel dort zu dir her.
Sieh! Güte, Liebe und Hoffnung kommen
Für dich, die Herzen an Wünschen schwer.
Sie wollen dir trostreich noch einmal begegnen
Und deine Schritte zum Erdengang segnen.

Liebe, Güte und Hoffnung treten vereint vor und
sagen gemeinsam:

Dich soll besonderer Himmelssegens
Geleiten auf deinen Erdenwegen,
Du reines, du lichtes, du junges Jahr,
Wir bringen dir unsere Wünsche dar.

Die Güte:

Verstehen sollst du der Menschen Schmerzen,
Versöhnen sollst du ihre Herzen;
Wo Neid und Zorn jetzt überquellen
Soll Güte mild den Sinn erhellen.
Du sollst sie der grausen Schrecken entbinden,
Zum Frieden lehre den Weg sie finden.

Die Liebe:

Die Liebe neiget mit Erbarmen
Sich nieder zum geringsten Armen,
Sie eilt mit nimmermüden Füssen
Im Feind den Bruder zu begrüssen,
Sie zeigt, dass all das bittere Hassen
Allein durch sie nur kann erblassen.



Die Hoffnung:

Ein lichtes Glück nach wildem Schmerz
Soll senken sich in jedes Herz.
So küsse du in ihre Seelen
Die Hoffnung, dass nach Menschenfehlern
Und Krieg und Jammer sei beschieden
Der Welt der grosse Völkerfrieden.

Die kleinen Sternenkinder (sie umtanzen das junge Jahr, sie nehmen Sternlein aus ihren Haaren und schmücken es damit):

Wir wollen dir alle ein Leuchten geben
Hinein in das finstere Erdenleben;
Wir Sternenkinder, wir goldenen, kleinen,
Wir wollen mit himmlischem Glanz dich umscheinen.
Wir wollen dich schmücken, wir zieren dein Haar
Du junges, von Engeln gesegnetes Jahr.
Ein seliges Glänzen umstrahle auf Erden
Durch dich die tausend Menschenbeschwerden.

Das neue Jahr:

Geleitet von goldenem Himmelsschein
Soll mir auf dem Wege nicht bange mehr sein.
Ich will an den ewigen Frühling denken
Und hoffend die Schritte zum Menschenland lenken.

Die Zeit:

Mein Kind, so stemme dem Sturm dich entgegen,
Sei kraftvoll vertrauend auf deinen Wegen
Und mache der Menschen Sehnen und Hoffen
Für allen Segen auf Erden offen!



Rätsel.

I b'brichte vo me Negerhus.
Es ist e schwarzes Loch.
Das stöht zwor nöd i Afrika.
Es ist der ziemli noch.
Jetzt nimmst du metme chline Spitz
En Neger us sim Hus,
Verzauberest en fi ond schö,
Machst Wort ond Sätzli drus.
Doch springt en Neger g'schwind of 's Heft
Ond macht si digg ond breit,
So isch em Chindli nüme wohl.
Es ist em grüsli leid.

Traugott Schmid.



Ihr Hirten erwacht!

Frisch.

W. Gnehm.

Ihr Hirten erwacht!

Frisch.

W. Gnehm.

1. Ihr Hir - ten er-wacht, seid mun - ter und
2. Ihr Hir - ten, geschwind, kommt, singet dem
3. Sie hör - ten das Wort und eil - ten schon
4. Sie kann - ten geschwind das himmli - sche

1. lacht; die En - gel sich schwin - gen vom
2. Kind; blast in die Schal - mei - en, sein
3. fort; sie ka - men in Hau - fen im
4. Kind; sie fie - len dar - nie - der und

1. Him-mel und sin - gen: Der
2. Herz zu er - freu - en, auf,
3. Ei - fer ge - lau - fen, und
4. san - gen ihm Lie - der, und

1-4. Die Freu - de ist nah,
1-4. Die Freu - de ist nah,

1. Hei - land ist da, der
2. su - chet im Feld den
3. fan - den da all' den
4. blie - sen da - bei die

1. Hei - land ist da.
2. Hei - land der Welt!
3. Hei - land im Stall.
4. Pfeif' und Schal - mei. **Volkslied.**

Weihnacht.

Christkindlein kam gegangen,
Ein Bäumchen brach' es mir.
Wie blitzt der Kerzlein Prangen
Und all die Flitterzier!

Wie soll ich Dank Dir sagen,
Du liebes Christkindlein?
Will Dich im Herzchen tragen,
Will gut und folgsam sein!

Du kamst aus Himmelsfern
Wo's keine Trauer gibt,
Damit wir von Dir lernen,
Wie man die Menschen liebt.

Du kamst uns zu erfreuen,
In ernster banger Zeit;
Drum wollen wir Dir weihen
Ein Lied voll Dankbarkeit.

Clara Forrer.

**Stürmische Weihnachten.**

Ach, dass es gar so stürmisch ist
Und gar so tobt der Wind!
Heut käm ja noch der heil'ge Christ
Mit seinem Engelskind.
Er findet Weg und Steg wohl kaum
Und kennt sich nicht mehr aus,
Und Spiel und Puppe, Nüss' und Baum,
Die lässt er all' zu Haus.
Und will er doch noch heut zu mir,
Schick' ich ihm goldenen Schein,
Ein Lichtlein häng' ich vor die Tür
Und winke ihm herein.
Das Lichtlein brennt und zündet hell.
Da horch! Was kommt heran? —
Ein Schlitten und ein froh Geschell.
Die Türe aufgetan!
Es ist's und hat sich nicht gescheut,
Und in die Stube tritt
Das Christkind, duftig überschneit,
Und bringt ein Bäumlein mit.
Ein Bäumlein, oh, so wunderfein,
Wie ich es nie geahnt.
Zuoberst hält ein Engelein
Mein Lichtlein in der Hand.

Ernst Eschmann.

**Unruhe.**

Mein Hänschen kann nicht schlafen,
So glücklich ist er heut.
O schöne, liebe, grosse,
O herrliche Weihnachtszeit!
Er hat auf seinem Bettlein
Ein Türmlein aufgesicht'.
Er lässt die bunten Schachteln
Auch noch im Traume nicht.
Und morgen schau ich, jauchzt er,
Noch einmal alles an:
Das Pferd, das Spiel, die Trommel,
Den Krieg, die Eisenbahn.
Und morgen wird geritten
Ins Feld die kreuz und quer,
O, wenn es nur schon morgen,
Wenn's doch schon morgen wär'!

Ernst Eschmann.

